

Bezugspreis
Der Halle vierteljährlich 2,50 M., bei
regelmäßiger Zustellung 2,75 M., durch
die Post 3,25 M., ausl. Zustellungs-
gebühr. Bestellungen werden von allen
Nachdruckausgaben angenommen.
Im amtlichen Zeitungs-Verzeichnisse
unter „Saale-Zeitung“ eingetragen.
Für unterlagene eingehende Druckschriften
wird keine Besondere übernommen.
Nachdruck nur mit Quellenangabe:
„Saale-Ztg.“ gestattet.
Herausgeber der Redaktion Nr. 1146:
Geheimes Nr. 176; Redaktionsdirektor
(Blatt 24) Nr. 226.

Saale-Beitung.

Einundvierzigster Jahrgang.

Anzeigen
Werden die Spaltenpreise oder deren
Merkmal mit 30 Pfg., solche mit 20 Pfg.,
berechnet und in der Geschäfts-
stelle, von amtlichen Anzeigen-
stellen und allen Anzeigen-Expositionen
angenommen. Restanten die Seite 75 Pfg.
Erscheint wöchentlich fünfmal;
Sonntags und Montags einmal,
sonst zweimal täglich.
Redaktion und Haupt-Geschäfts-
stelle: Halle, Gr. Brauhausstraße 17;
Redaktionsdirektor: Markt 24.

Nr. 266.

Halle a. d. Saale, Montag, den 10. Juni

1907.

Landtagsschluß.

Man schreibt uns aus Berlin:
Der Preussische Landtag ist am Sonnabend nachmittag
mit einer gemeinschaftlichen Sitzung beider Häuser geschlossen
worden. Ministerpräsident Fürst Bismarck war persönlich
erwähnt, um die Rabinetsorters zu verlassen. Während er
in der ganzen Session, wie tags zuvor Abg. Ophling hervor-
gehoben hatte, sich nicht hat leben lassen, hat er sich zur
Schließung persönlich binnemüht, um den Landtag nach
Gute zu schließen. Würde Fürst Bismarck sich etwas mehr um
die preussischen Angelegenheiten gekümmert haben, so wäre
wahrlich auch der Mißklang vermieden worden, mit
dem die Tagung geschlossen hat. An sich ist die Regelung
der Forderungenlage für die Beamten gewiss keine
Frage von erheblicher politischer Wichtigkeit, aber die Art
ihrer Behandlung und die Haltung des preussischen Finanz-
ministers im Abgeordnetenhaus hat es zuwege gebracht,
daß die Angelegenheit eine nicht zu unterschätzende Bedeutung
für die Stellung der Parteien zur Regierung erlangt hat
und auch für die Folge von Einfluß auf die Mehrheits-
bildung im Reichstage werden kann.

Die Preussische Volkspartei, deren entschiedenes Vorgehen
im Reichs- zu Gunsten der unter der Lebensmittelpreuerzeugung
empfindlich leidenden Beamten erfolgreich gewesen ist, hat
die Konsequenzen dieser Haltung auch im Landtage gezogen;
aber hier ist das gleiche Resultat nicht erreicht worden,
weil hier die Preussischen numerisch zu schwach und nicht
von Einfluß auf die Mehrheitsbildung sind, und weil die
Konkurrenz unter dem Einfluß des Finanzministers v.
Reinbaben eine Veränderung mit dem Zentrum
genuß hat, der in einem Teile der Presse ausgeprochenen
Aussagen entgegenzuwirken, daß diese Vorgänge eine
Schonung der inneren Politik bedeuten, aber die
Tatsache läßt sich nun einmal nicht aus der Welt
schaffen, daß in Preußen die Regierung sich auf eine kon-
servativ-klerikale Mehrheit stützt, während im Reich in der
gleichen Frage die Volkspartei mit der Regierung gegen
Zentrum und Sozialdemokraten erfolgreich zusammen-
gegriffen haben. Selbst ein rechtshohes Blatt wie die
konservative „Tägliche Rundschau“ ist der Ansicht,
daß Finanzminister Freiherr v. Reinbaben in der
Behandlung der Zulagefrage ein hohen Grad von poli-
tischem Ungeschick bewiesen habe und daß die Rechte un-
bedingt mit der Linken, zum wenigsten mit den National-
liberalen, zu einer Einigung hätte kommen können und
müssen. Daß sie das nicht einmal versucht hat, ist ein
Vorstoß gegen die Volkspolitik. Was unzweifelhaft
feststeht, das ist die Tatsache, daß Minister v. Reinbaben
die fünf Millionen für die mittleren Beamten sich vom
Parlament abtrotzen ließ — derselbe Herr v. Reinbaben,
der stets die Beamten auf das von niemand zu überbietende
Wohlwollen der Behörden hinweist und jede an eine andere
Stelle gerichtete Bitte als groben Verstoß gegen die Dis-
ziplin verurteilt.

Auf die jüngst erwähnte Nachgiebigkeit des Finanzministers

ist jedenfalls das Erscheinen des Interaktionssekretärs der
Reichsanleihe, v. Döbel, im Abgeordnetenhaus von Ein-
fluß gewesen. Das Eingreifen des Reichsanleiher hat den
Finanzminister veranlaßt, wenigstens noch fünf Millionen
herauszurufen, während er tags vorher sechs Entgegen-
kommen gegen den freistimmigen Antrag abgelehnt hat.
Jedenfalls bekundet die Einmütigkeit des Fürsten Bismarck,
daß er die Erfordernisse der politischen Lage besser erkennt,
und ihnen besser gerecht wird, als Herr v. Reinbaben, der
doch nicht nur Finanzminister, sondern auch Staatsminister
und mitverantwortlich für die Gesamtpolitik sein soll. Man
sagt, daß Herr v. Reinbaben nach Höherem strebe; er wolle
Nachfolger des Fürsten Bismarck werden. Den Konservativen
und dem Zentrum würde er sicher ein genehmer Reichsanleiher
sein; aber das Wohlwollen der Reaktionen und der Klerika-
len dürfte doch nicht ausreichen, um eine erfolgreiche
Leitung der Reichsangelegenheiten zu sichern.

Im übrigen hat die jetzt geschlossene Landtagssitzung be-
deutame gezeigerte Erfolge nicht aufzuweisen. Ab-
geordnetenhaus und Herrenhaus haben fleißig gearbeitet
und das ganze Arbeitspensum, soweit es von Wichtigkeit
war, erledigt. Es befanden sich darunter manche Gesetze
von großer Bedeutung für einzelne Bevölkerungsklassen, wie
die verschiedenen Besetzungs- und Pensionsvorlagen, die
Vergeltnisnovelle und die Jagdordnung, um deren Zustande-
kommen sich das Parlament schon früher mehrfach vergeblich
bemüht hatte. Allein so wichtig das gezeigerte Material,
das erledigt worden ist, und gewesen ist, zu aufregenden
Debatten gab es keinen Anlaß, zumal die in der Thronrede
angekündigte Schmarrenvorlage ausbleibt. Die neue Tagung
wird voraussichtlich schon im November beginnen.

Reaktion und neue Kämpfe.*

Von Prof. D. Otto Weidener-Berlin.

II.

Aber Druck ruft immer Gegenruck hervor. Wie unter
der vorigen Regierung der gemaltene Eifer, mit dem die
Unterschiede betrieben wurde, die Opposition der Alt-
liberalen hervorgerufen hatte, so trat jetzt gegen die
Reaktion der Orthodoxie die Bewegung der sogenannten
„Rechtstreue“ auf. An ihrer Spitze standen rationalistische
Prediger wie Ullrich und Wislizenus, die seit 1841 ihre An-
sichten in öffentlichen Volksversammlungen zu popularisieren
und durch vollständige Vereinfachung zu einer Sache der
Parteiaugung zu machen verstanden. Besonders Aufsehen
erregte der im Druck veröffentlichte Vortrag
von Wislizenus: „Ob Schritt oder Schritt?“ Es waren da im
wesentlichen die Lehrlinge der Bekandten dargelegt, die
Schritt zwar als ein herrliches Zeugnis von Glauben der
ersten Zeiten bezeichnet, aber nicht anerkannt als ein
selbständiges Geleß für die geistige Freiheit der Kinder Gottes,
auf der die evangelische Kirche beruhe; also im Grunde
ganz harmlose und unanfechtbare Gedanken. Aber von der
Kirchenzeitung Hengstenbergs wurde dies als eine Leugnung

* Siehe Nr. 265 der „Saale-Zeitung“.

des protestantischen Christentums und Vossagung vom
Christentum verurteilt, und inselgedessen wurden die Ver-
sammlungen der Rechtstreue in Preußen und Sachsen
polizeilich verboten. Aber in öffentlichen Kundgebungen für
und wider Wislizenus legte sich der Streit noch lange fort,
besonders in den Hauptstädten der sächsischen Provinzen;
in Breslau wurden Proteste mit Tausenden von Unters-
chriften zugunsten der freien Denker gegen Hengstenberg
und die ganze Reaktion verfaßt. Zwischen diesen beiden
Parteien, die ihre Kundgebungen für und wider Wislizenus
verpflichteten, stellte sich eine vermittelnde von Anhängern
der Schleiermacherschen Richtung, an ihrer Spitze die
protestantischen Bischöfe Dreßde und Cplert. Diese er-
ließen eine von 87 notablen Männern der verschiedenen
Stände unterzeichnete Erklärung, worin die drohende Zer-
splitterung der Kirche beklagt, die Schuld daran der
Hengstenbergschen Partei zugeschrieben und zur Abding der
Schwierigkeiten eine freie kirchliche Verfassung auf Grund
des Gemeindeprinzips nach Schleiermacher gefordert
wurde. Diese Erklärung gab Hengstenberg Anlaß,
die ihm längst verhaßte Schleiermachersche Theologie einem
öffentlichen Rebegegerichte zu unterziehen — ein Gegenstück
zu dem posthumen Rebegegerichte, das einst im 6. Jahr-
hundert die Kirchtheologen Justinians an Origenes voll-
zogen haben. Auch die Magistrate von Berlin, Breslau,
Königsberg haben sich in diesen Streit gemischt, sie rich-
ten eine Adresse an König Friedrich Wilhelm IV. mit der
Bitte um Schuß der protestantischen Freiheit. Sie
wurden aber höchst ungnädig aufgenommen von dem ro-
mantischen König, der die orthodoxe Partei für die wahre
Stimme von Thron und Altar hielt. In dieselbe Zeit fällt
die durch die Ansetzung des Preussischen Rump in Königs-
berg veranlaßte Bildung der „Freien Gemünder“, die von
den Rechtstreuen sich durch eine noch radikalere Richtung
unterschieden und mit allem Kirchlichen brachen, das Christen-
tum wesentlich in stiller Humanität aufgeben ließen. In
den fünfziger Jahren wurden — trotz der durch die Ver-
fassung ausdrücklich garantierten Glaubensfreiheit — diese
freien Gemeinden in Preußen polizeilich unterdrückt.

Restauration und Reaktion, das war der Charakter nicht
bloß der protestantischen, sondern ganz ebenso der kato-
lischen Kirche seit dem Anfang des 19. Jahrhunderts. Als
nach dem Sturz der napoleonischen Herrschaft Pius VII.
wieder zum Herrscher des Kirchenstaates eingeseßt worden
war, da war seine erste amtliche Handlung die feierliche
Wiederherstellung des von Clemens XIV. aufgehobenen
Jeuitensordens mit seiner unveränderten Verfassung und
allen seinen Privilegien. In Spanien wurde die von
Napoleon aufgehobene Inquisition wieder eingeseßt. Es
wurden in katolischen Ländern die Bibelgesellschaften als
eine Pest, als die Grundbrägen der Religion ersichtliche
Erfindung gottloser Neuerer verboten. In den Theologien
dieser Kirche erwachte ein neuer Eifer für die alleinige
Autorität des Klerus und Papstes. Der Protestantismus
wurde als Atheismus und als die Ursache aller Revolutionen
bezeichnet, und diese Anklagen fanden bei einer leidenschaft-
lichen Bevölkerung wie in Südafrika ein solches Echo,
daß es zu förmlichen blutigen Verfolgungen der Pro-

Heuilleron.

[Nachdruck verboten.]

Aus Gesprächen mit Rodin.

Im „World Magazine“ veröffentlicht Roger de Chateauf
eine Reihe höchst interessanter Gespräche, die er mit Rodin
gehabt hat und die eine Fülle für das Wesen und Schaffen
des großen Meisters der modernen Plastik charakteristischer
Ausprägungen enthalten. Rodin wird es nicht müde, den
bewußten tiefsten Anschluß an die Natur zu fordern.
„In meiner Arbeit lude ich nicht gewisse Teile stärker
hervorzuheben, als andere, ich durchdringe das Ganze und
bleibe doch meinem Modell bis in die Einzelheit treu — der
Bildbauer kann nur schaffen, was er sieht... Die Natur
gibt mir Knochen und Muskeln, Nerv und Haut; ihr muß
ich treu bleiben. Ich bin nicht allmächtig, ich kann nicht
„schaffen“, und dieses Bewußtsein ist bei mir so stark,
daß ich bei allen Arbeiten mit der neuen Schale
beginne und sie erst nachträglich bekleide, wenn das
erforderlich ist. Aber im Modell gibt mir die
Natur auch Leben und Denken, die Atemflügel bewegen
sich, das Herz schlägt, die Lungen atmen, das Sein lebt
und fühlt, hat sein Schmerz, seine Freuden, Energie,
Lebenskräfte, Empfinden; das muß ich ausdrücken, wie
weiß niemand, ein Schlag, ein Wunder geschieht, eine
reife promethische Kraft gibt den leblosen Stellungen
Leben. Mein Modell hat Lunge und Herz, meine Bronze
oder mein Marmor müssen also denken und fühlen. Darin
liegt es, daß die Photographie kein Porträt ergibt, daß der
vollkommenste Abguss eines Körpers nicht Fleisch und
Knochen gibt. Hier liegt auch die Begründung dafür, wenn
ich behaupte, der Bildbauer soll der Nachahmung der Natur
sienen, ohne zu interpretieren; aber zugleich soll er nicht
nur Auge und Hand anwenden, sondern das ganze Werk
müß durch sein Gehirn gehen.“ Und Rodin erzählt, wie er
alle Verwirklichungen prinzipiell abweist, um allen konventionellen
Folgen aus dem Weg zu gehen. Schönheit ist Leben, und
hierin seien auch die Griechen nicht anders gewesen. „Alle
Körper, wie alt sie auch sein mögen, sind schön; denn jeder
Körper ist in sich eine vollkommene Harmonie und lebt. Ich

muß es immer wiederholen: Natur ist Leben und Leben ist
Schönheit... Daß die Einbildungskraft in der Kunst zu
wirken habe, beruht auf allem Leben, die wir vergessen
haben. Die Kunst muß realistisch sein.“ Und in dieser
Richtung nimmt Rodin die Griechen den Realismus in
Anspruch. „Die moderne realistische Schule hat nichts
erfunden. Die Griechen kannten und gefalteten den mens-
lichen Körper zu vollkommen, daß man sie für Idealisten
gehalten hat. Sie waren jedoch die größten Realisten unter
allen Künstlern. Ihre Faune und Sagen waren gewöhn-
liche Bauten aus Atika oder Arabien, der olympische Zeus
ist nur ein mächtiger Mensch; Gades und Poseidon
waren Männer im Vollbesitz ihrer Kraft.“ Chateauf fragt
den Meister, ob die Bildbauerkunst ihm wie eine plöbliche
Offenbarung, wie eine unangekündete Gabe zugefallen sei;
aber Rodin schüttelte ernst das Haupt: „Nein, ich arbeitete,
arbeitete und arbeitete. Es war ein langer harter Kampf
mit mir selbst und mit meinem Material. Aber Gott sei
Dank, die Bildbauerer bedeutete mir keinen Ehrgeiz und kein
Mühen. Es war mir eine Notwendigkeit; ich mußte Ton
formen und das ausdrücken, was ich sah, und wenn ich
daran verungewohnt war.“ Er schmeiß eine Weile und fuhr
dann glückselig lächelnd fort: „Und denken Sie sich, ich hatte
nicht nur mich selbst zu erziehen; denn mit 23 Jahren
heiratete ich. Meine Frau war mein Kamerad und mein
Ansporn; und jahrelang war sie auch mein Modell. Ich
konnte mir kein anderes verschaffen. Sechs Tage arbeitete
ich für meinen Unterhalt, am Sonntag arbeitete ich dann,
um zu lernen, mit Kofe als meinem Modell...“ Rodin
kommt dann wieder auf das Studium des Bildbauers zurück.
„Um irgendetwas leisten zu können, muß er zeichnen, viel
zeichnen, Anatomie studieren und vor allem beobachten.
Dann, wenn er die Technik beherrscht, soll er die Modelle
in allen Beleuchtungen studieren. Denn das Licht ist es,
das die Natur zu dem macht, was sie ist, und nur das Licht.
Nur das Licht gibt uns die Linien und das Modell, nur
das Licht gibt den Formen einen Sinn. Und da ich nun
gerade dabei stehe: die verschiedenen Wirkungen des Sonnen-
lichtes auf der Erde, das ist die Basis und der wahre Sinn
meiner ganzen Methode. In den Akademien sitzen die
Studierenden im Halbdunkel um das Modell. Sie sehen es
nur von einer oder zwei Seiten und immer nur in einem

Licht. Ich gehe rund um mein Modell, und ich beobachte
und arbeite von oben und unten... Und dann bewege ich
das Modell in verschiedenen Beleuchtungen...“ Auf die
Frage, ob er ein Feind der Akademien sei, hat Rodin in
sein leises ironisches Lächeln: „Daraus nicht. Ich be-
achte sie nicht. Und ich bin den offiziellen Professoren
danfbar. Sie haben mich mehrere Male von der Ecole
des Beaux-Arts abgehoben, und so habe ich den Vorteil
einer selbständigen Entwicklung genießen können. Von
aller Theorie und Konvention bin ich befreit ge-
blieben. Mein System, nebenbei gesagt, ist nicht die
Methode Rodin, wie viele das nennen; es
ist das der Renaissance und der Antike. Die moderne
akademische Schule schafft eigentlich nur Kadresellen, denn
sie sehen die Dinge immer nur von der Vorderseite. Ich
bin weder Impressionist noch Expressionist; ich bin ein
einfacher Befolger der Tradition jener wunderbaren Schule,
welche mit dem Alter begann und am Ende des 18. Jahr-
hunderts verfiel. Die klassische Kunst der Modernen ist die
der Louis Philippe-Periode, die ich verabscheue.“ Auf die
Frage nach seiner Kompositionsweise erwidert Rodin:
„Komposition ist das gräßlichste Wort in der Kunst-
sprache. Was meine Gruppen betrifft, ich beobachte ich andere
und mich selbst. Es ist natürlich schwierig, um nicht zu sagen
unmöglich, einen Mann und eine Frau zu einer gemeinsamen
Sitzung zu bekommen. Nehmen Sie z. B. meinen „Kuß“,
der jetzt in Luxembourg liegt. Wie sollte ich daran denken
können, zwei junge Modelle zur gemeinsamen Sitzung in
solcher Stellung zu bewegen. Das hieße doch, von der
menschlichen Natur zu viel zu verlangen. Aber liebende sieht
man überall. Man beobachtet und beaufugt sie immer. Es
sind nicht nur alte Jungfern, die in dieser Beziehung
sentimental sind. Die heiligen Beobachtungen, die man in
ihren Stellungen schließt, werden später in den getrennten
Modellen wiedergeschaffen.“ Auf die Frage, wie es dann
aber mit seiner Forderung des Realismus, des treuen Natur-
studiums werde, wie er z. B. den „Kuß“ schaffe, wenn er
während der Arbeit die beiden Modelle nicht vor Augen
habe, hat Rodin wieder sein ironisches, leises Lächeln.
„D.“ meint er, „das geht schon. Das ist mein kleines
Geheimnis!“

